

# Krieg und Friede

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1908-1914]**

Band (Jahr): **21 (1913)**

Heft 7

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-406316>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

keine Erlösung. Auch die Griechen haben diesen Standpunkt nicht überwunden; wohl veredelt, das zeigen ihre Epen: die Leiden der Helden vor Troja zwingen uns Bewunderung ab, denn wir sehen ihre sittlichen Kräfte wachsen und sich veredeln im stummen Dulden. Es fragt sich nur: ist es recht von einem Gott, joviell Leid für ein paar glückliche Tage zu erhalten? Nischlos „Gefesselter Prometheus“, der auf Befehl des Zeus an den Felsen geschmiedet wird, weil er geholfen hat die Titanen zu unterwerfen, er brachte das Feuer den Menschen, lehrte sie Tages- und Jahreseinteilung, hob sie aus der traumhaften Unwissenheit zu Bewußtsein und Geist, wurde aber dafür von Zeus bestraft. Wo ist hier der Sinn und die Gerechtigkeit der Religion?

Weiter führt uns Maurenbrecher von den Griechen zu den Juden mit ihrem reinen Monotheismus, er läßt uns die Wirkung des Josefromans erkennen, uns ahnen, wie aus dem Leid das glücklichere Leben geboren wird. Trotzdem hört das Ringen nach einer besseren Formel nicht auf, denn der einzige Gott, den die alten Israeliten anbeten und verehren, hat doch nicht vermocht, die Not, das Elend und die Bedrückung aus der Welt zu schaffen; und wir sehen aus diesem Streben nach einem menschenwürdigeren Dasein den Jenseitsglauben schon im Judentum Keime fassen, um sich dann im Christentum ganz auszubreiten. Die Menschen haben gebetet und gehofft, ein besseres Diesseits zu erlangen, aber ihre Götter versagten ihnen die Hilfe. Der Jenseitsglaube der damaligen Zeit wird uns sehr verständlich; er ist aus dem Leid, aus der ewigen Sehnsucht nach Glück, nach Genießen des Guten für den Einzelnen geboren. Aber auch dieser Jenseitsglaube konnte dem denkenden Menschen für die Dauer nicht genügen, weil er ihm als ein Versuch erschien, sein Glücksverlangen zu täuschen durch die Lehre, es sei der Mensch zum Dulden und Ertragen des Leids geschaffen.

Ferner sagt uns der Verfasser, wie gleichzeitig im fernsten Osten die indische Religion, die sich schon vor unserer Zeitrechnung zu höherer Form entwickelt hatte, kein übernatürliches Wesen als Lenker der Lebensschicksale annimmt, daher auch den Jenseitsglauben verbannt und das Leid überwindet durch tägliche Arbeit der Selbsterziehung, Schulung des Willens, der nur das Gute für alle will, um den Sieg und den heiteren Frieden „Das Nirwana“ zu erlangen.

Glück und Zufriedenheit für alle und Höherentwicklung der geistigen Fähigkeit jedes einzelnen Menschen, „Zweinandersfrömen von Karl Marx und Friedrich Nietzsche“ ist das Ziel, dem sich Maurenbrechers Buch gewidmet hat. Möchten sich viele Leser daran bauen.

Dem zweiten Band „Das Leben“, der im Frühjahr erscheinen soll, sehen wir mit großer Spannung entgegen, weil wir hoffen, praktische Wege für die Zukunftsreligion oder „Lebenskunst“ darin zu finden.

## Krieg und Friede.

Mit Bezug auf die (vom „Freidenker“ in seiner Festnummer zum Münchener Kongreß gerühmte) Schrift „Das Menschenschlachthaus“ von Wilhelm Lamzus ist unser Bundesgenosse, der freireligiöse Prediger und revisionistische Sozialdemokrat Dr. Max Maurenbrecher im „Freien Wort“ (erstes Januarheft 1913) in einem „Die Demokratie und der Krieg betitelten Artikel unter Bedenken gegen die antimilitaristische Agitation dafür eingetreten,

„daß für Staaten und Staatsformen, die noch nicht zur Vollendung gekommen sind, die den natürlichen Grad ihrer Aus-

reifung noch nicht erreicht haben, der Krieg und auch der Eroberungskrieg eine unbedingte Notwendigkeit ist. . . . Der Krieg ist nicht nur Schrecken und Tod. Er ist oft genug auch die Ermöglichung einer höheren Organisationsform der Menschheit und ist damit gut und liegt in der Linie des menschlichen Fortschritts. Und wenn dem so ist, so muß er gewollt werden! So muß man auch innerhalb der nachchristlichen Kulturperiode der Menschheit den Willen und die Entschlußfähigkeit in der Jugend erziehen, unter Umständen auch das eigene Leben wegwerfen zu können, um der weltgeschichtlichen Zukunft willen, die eben durch einen solchen Krieg möglich gemacht werden soll.“

Im weiteren Verlauf des Artikels billigt Maurenbrecher nicht nur den Verteidigungskrieg, was man immerhin gelten lassen kann, sondern auch den Präventivkrieg, indem er sagt:

Es muß vorbehalten werden, daß der Staatsmann unter Umständen die feineren Zusammenhänge des Werdens und der Möglichkeit der Zukunft weit umfassender überschaut als der Bauer oder Arbeiter, der rein aus seiner täglichen Arbeit heraus von geographischen und wirtschaftlichen Zusammenhängen nur wenig weiß. Der Staatsmann kann unter Umständen den Fall des notwendigen Verteidigungskrieges schon damit gekommen sehen, daß eine Verschiebung im Weltverkehr oder in den Machtverhältnissen der andern Staaten eintritt, die die Wirtschaftserhaltung der Zukunft für die eigene Nation aufs schwerste gefährdet. Soll dann die Demokratie erklären, daß sie in einen solchen Krieg nicht mitziehen wolle, weil der Boden des Vaterlandes in körperlichem und handgreiflichem Sinne noch nicht verletzt ist? Muß dann nicht unter Umständen gerade vom demokratischen Standpunkte aus ein Krieg als notwendig gewollt werden, auch wenn er äußerlich als Angriffskrieg oder als Krieg um ganz fernliegende Objekte erscheint?

Diesen Standpunkt hat nun Alfred H. Fried, der mit dem Nobelpreis geehrte Herausgeber der „Friedenswarte für zivilisierte Staaten“ (Wien IX, 2), im ersten Februarheft des „Freien Wortes“ zu widerlegen versucht, indem er u. a. sagte, daß Maurenbrecher Sieg und Krieg verwechselte, daß der Krieg wohl höhere Organisationsformen ermöglicht, aber in viel höherem Maße solche zerstört oder gehemmt habe. Dann sagt Fried weiter:

Maurenbrecher verkennt das gesamte Friedensproblem und hat mit allen Bekämpfern dieses Problems das gemeinsame, daß er die Lösungen, die das Problem bietet, auf die heute noch vorherrschenden anarchischen Verhältnisse der Staaten überträgt. So kommt er zu einer Dissonanz, und er hält die Unvollkommenheiten des Augenblicks für eine Unvollkommenheit des Systems. Er sieht keinen Ausweg, weil er von dem Gesichtspunkt ausgeht, daß man sich gegen eine beabsichtigte Unterjochung nicht anders als durch Krieg wehren könne, daß ebenso eine Befreiung aus einem bereits auferlegten Joch nicht anders als durch Krieg möglich sei. Er setzt dem Extrem gegenüber, daß der Krieg gut ist, „in der Linie des Fortschritts“ liegt und daher gewollt werden muß.

Welcher Irrtum! Die moderne Friedensidee bekämpft nicht den Krieg als solchen, der ihr nur ein Symptom ist, sondern dessen Ursachen, die in der Anarchie der Verhältnisse der Staaten liegen. Aus der Wandlung dieser Anarchie in eine Organisation wird sich ein veränderter Charakter der Konflikte ergeben, so daß diese alsdann durch Vernunftmaßnahmen lösbar sein werden. In der Organisation werden wir jene „höhere Organisationsform der Menschheit“ erreichen, die wirklich der Menschheit, und nicht, wie es beim kriegerischen Verfahren der Fall ist, der siegreichen Nation auf Kosten der Menschheit zuteil wird. Diese Staatenorganisation ist die Lebensform der Demokratie; zu ihr führt die Demokratie hin. Die Organisation wird den daran beteiligten Staaten eine höhere Stärke geben, als die raffiniertesten Kriegsmaschinen sie erteilen können. Es wird dann ein dominierender Faktor in der Welt bestehen, der Einfluß nehmen wird auf die Haltung der noch auf niedriger Kultur stehenden Staaten. Diese Organisation wird kulturfördernd wirken auf die noch außenstehenden, und die in ihr verwirklichten Vorteile werden zwingend auf das Gebaren der andern Staaten Einfluß nehmen. Es ist möglich, daß zum Beispiel der russische Absolutismus überwunden werden kann durch den moralischen Einfluß einer daneben bestehenden organisierten Gemeinschaft hochstehender Demokratien, mit denen Rußland nicht leben muß. Das Werk der Befreiung wird dann sicherer vollbracht werden als durch die Boulette des Krieges, wo rouige, aber auch noir fallen kann.

Eines aber wird auch aus den organisierten Demokratien nicht ausgeschlossen sein, wenigstens solange sie in der Welt mit nichtorganisierten Staaten werden rechnen müssen; die Anwendung der Gewalt zur Aufrechterhaltung ihrer Unabhängigkeit, zum Schutze gegen Unkultur oder zur Durchführung der Kultur in der Welt. Man erschrecke nicht und sage nicht: das wäre ja der Krieg. Wer so spricht, verkennet das Wesen der Gewalt. Nur im anarchischen Zustand ist die Gewalt gefährlich; organisierte Gewalt ist Recht. Nicht jede Gewaltanwendung seitens des Staates ist Krieg. Wenn der Landstreicher einen Wanderer und der Gendarm den flüchtenden Landstreicher töten, so sind dies die gleichen Handlungen, aber mit ungleichem Effekt; der erstere wandte anarchistische Gewalt an, der letztere organisierte. Der erstere ist ein Verbrecher, der letztere ein Exekutivorgan des Rechts. So wird die Gewaltanwendung, die Staaten im Dienste des Rechts vornehmen, sich wohl unterscheiden von einer Gewaltanwendung, die heute an Stelle des Rechtes tritt, die allein Krieg ist. Weder in ihrer Vorbereitung noch in ihren Folgen wird eine organisierte Gewaltanwendung, die der Ausfluß eines internationalen Rechtes sein wird, mit dem heutigen Kriege zu vergleichen sein. Ganz abgesehen davon, daß es eine organisierte Staatengesellschaft nur sehr selten nötig haben wird, wirklich Gewalt anzuwenden; es wird ihr noch mehr als es im staatlichen Leben der Fall ist, genügen, ihre organisierte Gewalt anzudeuten, um dem Rechte zum Durchbruch zu verhelfen.

Hierauf antwortet Dr. Max Maurenbrecher im zweiten Februarheft des Freien Wort in einem „Realistische Friedensbewegung“ überschriebenen Artikel, in dem er voransetzt, daß er „nicht um Worte streiten“ und zu zeigen versuchen will, „daß der Gegensatz in der Sache durchaus nicht so groß ist, wie es den Worten nach vielleicht den Anschein hat“. Er führt dann wörtlich folgendes aus:

Fried sagt freilich: ja, das ist kein Krieg! Krieg nenne ich nur Gewaltanwendung zwischen Staaten, die noch im anarchischen Zustand zueinander stehen; das andere ist nicht Krieg, sondern Gewaltanwendung, die im Dienste des Rechts steht, die einem Rechtsatz zur Autorität verhelfen will. Aber das ist eine reine Frage der Definition. Und über Definitionen soll man nicht streiten. Jeder hat das Recht, die Worte so zu gebrauchen, wie sie seinem Sprachgefühl entsprechen; er muß nur deutlich sagen, was er unter diesen Worten versteht, und dann ist kein Aneinandervorbeireden mehr möglich. Das hat Fried getan, und darum hänge ich mich nicht an das Wort Krieg, sondern gehe auf die Sache selbst.

Auch der nächsthöhere Organismus, den wir gemeinsam über unseren heutigen Nationalstaaten erstreben, hat Waffen nötig; und er hat Menschen nötig, die einerseits sich das Recht zusprechen, mit gutem Gewissen diese Waffen zu führen, und die andererseits dazu bereit sind, um der Idee des Rechtes willen ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Das heißt: auch in der Periode der völkerrechtlichen Organisierung wird es als unsittlich abgelehnt werden, wenn einer lehrt: mein Leben ist mein höchstes Gut. Das aber war es, was ich gegen Ramszus sagte. Ferner: auch in dieser Periode wird die demokratische Partei in den Parlamenten der Einzelstaaten es nicht ablehnen dürfen, Geld für Bewaffnungszwecke und Organifikationen für Ausbildung in der Technik des Waffengebrauchs zu schaffen. Das aber war es, was, wie ich erinnerte, bereits im Parteiprogramme der sozialdemokratischen Partei Deutschlands steht: „Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit“, das ist ohne Geld und ohne militärische Organifikationen nicht möglich. Also, so schloß ich, darf auch die Demokratie sich nicht darauf versteifen, daß alle Ausgaben für militärische Zwecke unsittlich, nutzlos und unproduktiv seien.

Das gilt für die Zukunft, wenn wir jene höhere Rechtsinstitution einmal erreicht haben werden. Aber in der Gegenwart haben wir sie noch nicht. Und das ist es, worin allein der Unterschied zwischen uns aufkeimen konnte. Fried wirt mir vor, ich hätte die Lösungen, die das Friedensproblem bietet, auf die heute noch vorherrschenden anarchischen Verhältnisse der Staaten übertragen; ich hätte die Unvollkommenheiten des Augenblicks für eine Unvollkommenheit des Systems gehalten. Zugegeben; aber diese Unvollkommenheiten sind doch heute noch da. Fried sagt ja selbst, daß die anarchischen Zustände unter den Staaten heute noch vorherrschen. Also ist auch die Gefahr tatsächlich da, daß sie sich gegen uns kehren, wenn wir durch Erziehung und parlamentarische Abstimmung die Fähigkeit, uns zu schützen, in uns selber ersticken.

In Fried's Beispiel vom Landstreicher gesprochen: wenn ich weiß, da ist ein Landstreicher, der mich totschlagen will, aber dahinter steht ein Gendarm, der ihn noch vorher totschießen

wird, so kann ich ruhig meinen Weg gehen. Das Problem des Schutzes und der Durchsetzung der Rechtsautorität ist dadurch gelöst, daß ein besonderes Organ von der Gesamtheit geschaffen wurde, das diese Durchsetzung berufsmäßig betreibt. Wenn ich aber eine Stunde von der Eisenbahn fort wohne und mein Heimweg führt mich nachts durch einen Wald, in dem sicherlich kein Schutzmann, wohl aber manchmal Gefindel ist, dann ist es Pflicht und Recht, daß ich mir selbst den Revolver beschaffe, um gegebenenfalls die bedrohte Rechtsautorität und mit ihr mein Leben selber schützen zu können. Wenn das aber nach Fried's eigenen Worten unser heutiger Zustand ist, so ist daraus auch für den Staat zu folgern, daß er, mit der Möglichkeit rechnen muß, für das eigene Recht und das eigene Leben auch einmal in den Krieg ziehen zu müssen, wenn es kein billigeres Mittel mehr gibt, das uns helfen könnte. Und darum dürfen wir uns, solange jene überstaatliche Rechtsgarantie fehlt, dieses Mittel nicht selbst durch Erziehung oder Politik zerstören.

Soweit ich Fried's Gedanken kenne, wird er darauf antworten, daß das auch nicht seine Absicht sei; er würde als Reichstagsabgeordneter vielmehr bereit sein, jede militärische Forderung der Regierung, deren Notwendigkeit nachgewiesen ist, auch zu bewilligen — unbeschadet seiner pazifistischen Agitation. Wenn dem so ist, so ist es gut; denn dann besteht zwischen uns überhaupt kein Streit.

Das Friedensproblem, wie ich es sehe, liegt nicht darin, den Krieg ohne jede Bedingung und Ausnahme als unsittlich zu verdammen und ihn durch antimilitaristische Schlagwortpropaganda zu diskreditieren. Es liegt vielmehr darin, die Form zu suchen, wie man die Organisation der Bewaffnung immer mehr auf größere Einheiten ausdehnen und damit militärische Reibungen im Innern dieser Einheiten beseitigen könne. Noch vor fünfzig Jahren hatten wir eine sächsische, eine preussische, eine bairische usw. Armee und mußten sie haben. Heute sind das alles nur noch Armeekorps einer höheren Einheit, und es ist unvorstellbar, daß diese einzelnen Armeekorps noch einmal gegeneinander gehen könnten. Wir erstreben nun einen Zustand, daß auch die deutsche, die deutsch-österreichische, die italienische, holländische, belgische, französische Armee nur noch Teile, Armeekorps einer noch höheren Einheit, der mittel- und westeuropäischen Handels- und Verteidigungsgemeinschaft der Staaten, seien. Das wird wahrscheinlich eine enorme Erleichterung der militärischen Lasten für jeden einzelnen Staat sein, schon deshalb, weil nicht mehr jede Einzelarmee, sondern nur noch die Gesamtarmee eine strategische Einheit zu sein braucht, und weil die Einzelstaaten sich differenzieren können (Meerflotte, Luftflotte, Artillerie, Infanterie usw.). Aber es wird vor allem eine ungeheure kulturelle Ergründung sein, wenn der Krieg, wie er jetzt schon aus dem Verkehr der einzelnen Provinzen und Landesteile untereinander verbannt ist, dann aus dem Innern von Mittel- und Westeuropa überhaupt verbannt, und höchstens noch an die Grenzen dieses Gebiets gelegt sein wird.

Im Märzheft der „Friedenswarte“ gibt Alfred H. Fried auf Maurenbrecher's Darlegungen folgende abschließende Antwort, die uns Friedenfern bedeutsam erscheinen, mindestens aber wertvolle Anregungen und Belehrungen geben wird:

Ich glaube selbst, daß der Unterschied zwischen mir und Maurenbrecher nicht so groß ist, wie es nach seinem ersten Artikel den Anschein hat. Maurenbrecher scheint sich schließlich gegen etwas wehren zu wollen, dessen Bekämpfung uns Pazifisten als etwas Selbstverständliches scheinen muß, nämlich gegen jene Tendenzen, die man kollektiv als „Antimilitarismus“ bezeichnet. Ich habe in allen meinen Schriften darauf hingewiesen, und damit weiß ich mich mit der gesamten pazifistischen Bewegung eins, daß die Bekämpfung des Krieges durch Bekämpfung der Armee ein am verkehrten Ende eingesehtes Beginnen sei. Die Rüstungen sind mir immer nur ein Symptom jener Erscheinung gewesen, die wir nur durch Bekämpfung der Ursachen zu beseitigen imstande sein werden. Wir Pazifisten wissen ganz genau, daß wir den Frieden nicht mit der Abrüstung beginnen können, am allerwenigsten mit der Abrüstung eines einzelnen Volkes, das etwa mit dem guten Beispiel vorangehen sollte.

Aber wenn ich auch im Grundsatz mit Maurenbrecher übereinzustimmen glaube, so gehen wir in der Methode, die er anwendet, sehr weit auseinander. Diese darf sich nämlich nicht darauf beschränken, dem augenblicklichen Bedürfnis Genüge zu tun, sondern muß in jedem Augenblick die Zukunftswerte ins Auge fassen, die sie zu fordern hat. Ich würde daher, wie Maurenbrecher ganz richtig voraussetzt, als Reichstagsabgeordneter die Rüstungsforderungen der Regierung, deren Forderungen nachgewiesen sind (1), auch bewilligen, würde aber diesen Nachweis unter keinen Umständen als erbracht

sehen, wenn die Regierung nicht bewiesen haben wird, daß sie offen und ehrlich vorher den Versuch gemacht hat, mit den anderen Regierungen zu einem Abkommen auf Einschränkung der Rüstungen zu gelangen. Ich finde nämlich die Unvollkommenheiten des Augenblicks nicht so sehr in den wirklichen internationalen Verhältnissen begründet, als in den Anschauungen und Absichten gewisser Kreise, die sich bemühen, diese Unvollkommenheiten mit aller Gewalt zu verstärken und künstlich aufrechtzuerhalten, um dadurch aus der Not eine für sie erspriessliche Tugend zu machen, und die bei ihrem Treiben unterstützt werden von der trägen Masse derjenigen, die über die Bedürfnisse des Tages nicht hinauszuublicken vermögen. In dem ich von „Unvollkommenheiten des Augenblicks“ sprach, meinte ich damit nicht, daß der heute vorherrschende Zustand zwischen den Staaten gar keine Voraussetzung für eine verständige Ordnung der Dinge biete, sondern nur, daß er noch nicht ganz jene Vollkommenheit erreicht hat, die dazu nötig wäre, daß die internationale Anarchie noch nicht vollständig überwunden ist, aber wohl die internationale Organisation schon bedeutend entwickelt erscheint. Der Wille zur Vollen- dung jener großen Entwicklung seitens gewisser an der Macht befindlichen Kreise, vielleicht auch deren Zuversicht, scheint mir, zu fehlen, um hier die erlösende Befreiung zu bringen. Und gerade deshalb halte ich es für wichtig, die sich bietenden großen Möglichkeiten immer wieder in den Vordergrund zu stellen, und nicht, wie Maurenbrecher das tut, mit pessimistischer Abfindung mit dem Gegebenen sich zufrieden zu geben und eine Anpassung an dieses Gegebene zu empfehlen, womit nichts anderes bewirkt wird, als daß die Hemmnisse jener erlösenden Entwicklung nur gestärkt werden. Ich werde immer wieder an jene mir unbergelichen Worte Sir Edward Grey's erinnern, der von einem Erwachen der in der Knechtschaft ihrer Rüstungen befindlichen Völker sprach, die dann eines Tages erkennen werden, daß die Gefängnistür von innen verschlossen war.

Und deshalb finde ich es unangebracht, einen Schriftsteller zu bekämpfen, weil er den Krieg wahrheitsgetreu schildert, die Theorie eines unter Umständen sittlichen Krieges zu vertreten, während wir uns jetzt alle halben Jahre vor eine Kriegsmöglichkeit gestellt sehen, die sich bei näherer Betrachtung als frivol herausstellt; den Präventivkrieg als nützlich hinzustellen, während wir wissen, daß aus zahlreichen Kriegen, die einflußreiche Diplomaten einmal als unabwendbar hingestellt haben, nichts geworden ist, weil die Zeit alle Verhältnisse verschiebt, was dann etwas, was früher als Gefahr erschien, nach kurzer Entwicklung sich ganz anders darstellt. Daß der Krieg unter Umständen sittlich sein kann, wissen wir. Aber nicht jeder Krieg, den man uns heute als sittlich darstellen möchte, ist es in Wirklichkeit. Und wir wissen, daß es in einer gefestigten Kulturgemeinschaft gar nicht mehr nötig sein wird, mit jenem allein sittlichen Krieg um die Existenz des Staates zu rechnen, da diese durch die Gemeinschaft fest begründet sein wird. Maurenbrecher hindert aber die Entwicklung dieser Kulturgemeinschaft, indem er sich der pazifistischen Praxis mit seiner Theorie entgegensetzt.

Wir gehen, mit Knüppeln bewaffnet, aus, den Brandstifter zu suchen, der unsere Häuser anzündet und uns nicht zur Ruhe kommen läßt. Und da tritt uns einer entgegen und ruft: „Was wollt Ihr denn; das Feuer ist eine der wohlthätigsten Einrichtungen. Es leuchtet, es erwärmt, es treibt die Maschinen.“ Jawohl, Herr Dr. Maurenbrecher; das kann uns aber nicht abhalten, den Brandstifter aufzuspüren und ihn unschädlich zu machen.

## Ein Krach im Keplerbund.

Jeder, der tiefer zu blicken gewohnt ist, war sich wohl von vornherein darüber klar, daß der sogenannte Keplerbund mittelbar oder unmittelbar eine jesuitische Mache sei. Die Aufklärung weiter Volksschichten über die Erzugenschaften der modernen Naturwissenschaften durch Freidenker- und Monisten-Organisationen, den „Kosmos“ usw. war eben gewissen Herrschaften ein Dorn im Auge. Es galt, da ein Paroli zu bieten und ein Gegengewicht zu schaffen, und hierfür erschien naturgemäß die Gründung einer ähnlichen Organisation unter kirchlicher Aufsicht als das geeignetste Mittel. Es gibt seitdem in Deutschland und auch in der Schweiz\*) eine kirchenfromme Naturwissenschaft. Bedauerlich ist, daß eine Reihe angesehenen deutscher und schweizerischer Gelehrter, die sich allerdings inzwischen größtenteils wieder von der Sache zu-

\*) Das Sprachorgan des nunmehr sanft im Herrn entschlafenen schweizerischen Keplerbundes war die in Zürich erscheinende „Freitagzeitung“, von welcher aus wiederholt nichtsagende Flugblätter in die Welt lanciert wurden.

rückgezogen haben, das seine Mägen nicht durchschauten, sondern die Aufrufe des Keplerbundes, der vielfach auch die Unterstützung der Behörde fand, durch ihre Unterschriften deckten. Trotzdem hielt der Bund nicht das, was die Schwarzen im Lande von ihm erhofften, und es gelang ihm nicht, die Wettbewerber aus dem Felde zu schlagen. Im Gegenteil folgte dem ersten Nummel bald eine starke Ernüchterung, der Keplerbund brandete vergeblich an gegen den gefunden Sinn unseres Volkes und geriet allmählich in eine gefährliche Stagnation. Dazu kommt nun noch, daß es auf einem in Godesberg, dem Hauptquartier des Keplerbundes, abgehaltenen Kursus zu einem offenen Bruch kam zwischen seinen Leitern, Professor Dennert und Professor Leudt einerseits und dem „Mädchen für alles“ Dr. Braß andererseits.

Braß (der bekannte Gädelfresser) hat nun neuerdings einen 36 Seiten langen offenen Brief an seine Gegner gerichtet, durch den recht eigentümliche Streiflichter auf die Zustände im Keplerbund geworfen werden und wir interessante Blicke hinter die Kulissen desselben tun können. So wirft Braß seinem bisherigen Herrn und Meister vor, daß er Vorträge und Kurse halte über Dinge, von denen er nicht das Geringste verstehe, und daß er seine Anschauungen der Keplerbundgemeinde geradezu als Dogmen aufzwinge. Ein Aufsatz Dennerts in der Bundeszeitschrift über „Das Geheimnis des Lebens“ wird von Braß folgendermaßen beurteilt: „Der Aufsatz ist ein Muster von Unklarheit und enthält Fehler, die ich einem Studenten der Medizin schwer aufrechnen würde“. Die Zustände im Keplerbund, der nur ein Privatunternehmen seiner Direktoren und ein Spielball ihrer persönlichen Launen sei, werden als unhaltbar bezeichnet. Das mit viel Reflekt in Szene gefetzte Museum des Bundes in Godesberg nennt Braß ein „Chaos“ und schämt sich, daß es ungeachtet seiner wiederholt vorgebrachten Bitten und Proteste dem Publikum gegen Eintrittsgeld als „Volksebildungsmittel“ angepriesen wurde. Charakteristisch ist auch, daß Dennert vom Bunde Einnahmen in Höhe von 9000 Mk. jährlich zog und ein Vierteljahr Ferien hat, während Braß mit 1500 Mk. Jahresgehalt angestellt wurde und den lebenswürdigen Rat erhielt, sein Einkommen durch Nacharbeit zu verbessern. Kurz, Braß hat dem von den Kultbehörden so warm empfohlenen Keplerbund die Maske vom Gesicht gerissen, und wir erblicken recht häßliche Züge. Die den Bund leitenden „Gelehrten“ entpuppen sich als aufgeblasene Charlatane, ihre hochtrabenden Worte eitel Plunkerei. Zu bedauern bleiben nur die vielen, nach Belehrung ledigenden Mitglieder des Bundes aus dem Volke, die ihr gutes Geld für eine so fragwürdige Sache hingeben.

## Pfaffenpiegel.

### Deutsche Gebetsmühlen.

Einst hat die Kirche tiefste Anregungen der Kunst gegeben, und wunderbare Baudenkmäler und Bildwerke legen davon beredtes Zeugnis ab. Heute schwingt sich die kirchliche Kunst gerade noch zur Produktion schundig gedruckter Heiligenbildchen auf, und wenn daneben einmal eine „künstlerische“ Ertraleistung auf den Markt kommt, verdankt sie ihre Entstehung der geschmacklosen Spekulation eines Geschäftsmannes. Das Neueste auf diesem Gebiet ist eine durch Musterstichgesetz geschützte „Marien-Rosenkranzlaterne“, die ein Prospekt, der besonders in der Rheingegend stark verbreitet wird, in folgender Weise anpreist:

„Die Marien-Rosenkranzlaterne hebt das religiöse Gefühl dadurch, daß man beim Beten des Rosenkranzes stets die bildliche Darstellung der verschiedenen fünfzehn heiligen Geheimnisse beleuchtet vor Augen geführt bekommt. Durch das Drehen und Auswechseln der Bilder soll besonders die Aufmerksamkeit auf das Gebet gelenkt werden und opfert dieses in ganz besonderer Weise dem lieben Gott auf. (sic!) Dieselbe wird als Nacht-, mit weißem Glas auch als Tischlampe benutzt.“

Ebenso kann die Gelegenheit als Sonntags-Nachmittags-Vergnügen im Feld oder im Wald allein oder besser mit der ganzen Familie, noch besser mit der ganzen Gemeinde benutzt werden.“

Geradezu ergötlich wirkt dieser hanebüchene Stil. Nun aber erst zur Sache!

So hätte es also die „kirchliche Kunst“ jetzt glücklich zur Erfindung einer transparentbeleuchteten Gebetsmühle gebracht! Vielleicht erleben wir es schon in allernächster Zeit, daß in der Rheingegend, oder auch anderswo, eine Gruppe von Gläubigen vor der bewußten Laterne kniet und durch Drehen und Bilderauswechseln „in ganz besonderer Weise“ sich „vergnügt“. Ob diese Methode wirklich das religiöse Gefühl zu heben vermag, bleibt abzuwarten. Sie leitet sanft zum Rentort über.